

Ion Karagounis



# Mit dem Zug durch Zentralasien und China

Auf der Seidenstraße  
von Schaffhausen nach Shanghai





Unterwegs sein auf der Seidenstraße, der berühmtesten aller Handelsrouten, mit der Eisenbahn, dem gewöhnlichsten aller Verkehrsmittel – mit dieser Idee bestiegen Christina Rütimann und Ion Karagounis in Schaffhausen den Zug und fuhren in siebzig Tagen nach Shanghai.

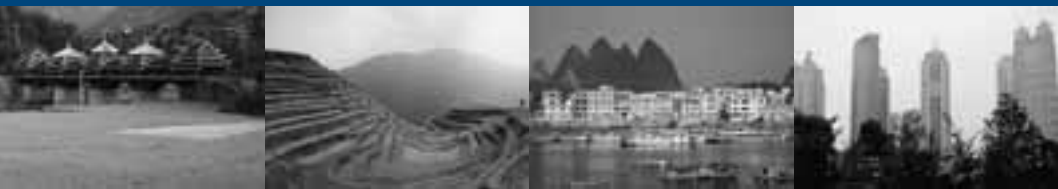
Sie durchquerten Zentralasien, das seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion einen stillen Wandel vollzieht, und China, in dem trotz starrer politischer Strukturen kaum ein Stein auf dem anderen bleibt. In Usbekistan schwebten die beiden auf fliegenden Teppichen, in Kasachstan spürten sie wilde Bären auf und in China übten sie sich in der Kunst, mit Stäbchen frittierte Bienchen zu essen.

Auf ihrer Reise trafen die beiden Schweizer Menschen, denen der Wandel neue Chancen bot, aber auch solche, die vieles verloren hatten. Sie stießen auf eine einzigartige kulturelle Vielfalt – und auf einen fragwürdigen Umgang der Staatsgewalten mit ihren ethnischen Minderheiten.

Zentralasien und China suchen einen schnellen Weg in die Zukunft, doch die Probleme sind groß und die schwelenden Konflikte mit den Minoritäten könnten sich als Stolpersteine erweisen.



ISBN 3-8301-0483-9 SG: 61




Ion Karagounis

**Mit dem Zug durch  
Zentralasien und China**

Auf der Seidenstraße von Schaffhausen nach Shanghai

Mit Fotos von  
Ion Karagounis und Christina Rütimann

  
edition fischer  
im  
R. G. Fischer Verlag

# Inhalt

Endstation Bialystok . . . . .	7
Alles legal im Kasachstan-Express . . . . .	15
Ein neuer Volksheld für Usbekistan . . . . .	30
Wo einst die Teppiche flogen. . . . .	40
Wilde Blumen, Bären, Banditen und Beamte . . . . .	58
Das Rennen über den Pass. . . . .	70
Auf der Straße des Volkes . . . . .	82
Kalpaks, Kröpök und DVD am Karaköl . . . . .	92
Den Lehmhäusern auf der Spur . . . . .	99
China braucht uns nicht. . . . .	110
Ein Hauch von Tibet . . . . .	124
Wo der Himmel auf die Erde kommt . . . . .	134
Zu Besuch bei der Minderheit . . . . .	147
An den Massen kommt niemand vorbei . . . . .	162
Ganz im Westen . . . . .	175
Nachwort . . . . .	183
Anhang. . . . .	186
Leseempfehlungen. . . . .	187
Reiseetappen Tag für Tag . . . . .	189
Karten . . . . .	192
Der Autor . . . . .	195

## Wo einst die Teppiche flogen

Über hundert Meter hoch hätte es werden sollen. Doch bei einer Höhe von 28 Metern ließ der Khan von Chiva den Bau stoppen. So steht es nun da, das türkisfarbene Kalta-Menar-Minarett, als ob man seinen Oberkörper gekappt hätte. Der Grund für den Baustopp? Vom Minarett aus hätte man in den Palast und in den Harem des Khans gesehen. Wahr oder nicht? Zumindest ist es die schönste der vielen Sagen über das Wahrzeichen Chivas.

Voller Anekdoten, eine wunderlicher als die andere, steckt Chiva. Erzählt werden sie uns von Yelena Allayarova, einer lokalen Reiseleiterin. Sie führt uns durch den historischen Kern der Stadt, der vollständig restauriert wurde und von einer mächtigen Mauer umgeben ist. Die Unesco, die Organisation der Vereinten Nationen für Erziehung, Wissenschaft und Kultur, hat Chiva zum Weltkulturerbe erklärt und unter Schutz gestellt.

Auch ein nur 28 Meter hohes Minarett gibt Schatten. Der ist willkommen, denn kein Baum steht hier im Zentrum der Stadt, die Wüstensonne brennt unerbittlich und die Lehmmauern und Steinplatten reflektieren die Hitze. Nur eines irritiert mich: die wollenen Socken, die überall zum Verkauf angeboten werden. Beim Betreten einer Koranschule, auf dem Markt oder im Museum strecken uns traditionell gekleidete Frauen wollene Socken entgegen. Mit Strick- und Häkelwaren bessern die Einwohnerinnen von Chiva ihr bescheidenes Einkommen auf.

*Rechts:* Kasachstan-Express von Moskau nach Schimkent

*Nächste Doppelseite links:* Minarett der Medrese Islam Hodscha in Chiva

*rechts oben:* Medrese Muhammad Rahim Khan II in Chiva

*rechts unten:* Ion Karagounis und Christina Rütimann

*Übernächste Doppelseite links:* Kalta Menar, das kurze Minarett, in Chiva

*rechts oben:* Moschee Maghak-e Attari in Buchara

*rechts unten:* Kuppelbauten in Buchara

Wir besuchen das Museum nicht wegen der Socken, sondern wegen der Geldscheine aus Seide. Sie waren in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts im Umlauf.

»Dieses Geld wurde von Zeit zu Zeit gewaschen, und zwar ganz legal«, erzählt Yelena. Der Grund? Schmutz machte die Aufdrucke unleserlich.

Wie kam man überhaupt auf die Idee, aus Seide Zahlungsmittel zu machen? Es fehlte an Metall und Papier zur Herstellung von Geld. Bringt Schalen und Krüge, soll zwar der damalige Herrscher sein Volk aufgefordert haben. Er wollte sie einschmelzen und daraus Münzen prägen. Die Untertanen jedoch brachten Tongefäße.

Das Mittagessen wird im Innenhof eines Privathauses serviert. Bunte Teppiche dekorieren die Wände, auf weichen Teppichen machen wir es uns bequem. Ich stelle mir vor, wie es war, als sie noch flogen. Langsam schraube ich mich hoch, lasse den Innenhof unter mir und drehe nach rechts ab. Dann beschleunige ich, sause am Minarett vorbei, werfe einen kurzen Blick in den Harem, überfliege die Stadtmauer und verliere mich in der unendlichen Weite der Qizilkum-Wüste, der roten Sandwüste.

Ein reichhaltiges Essen holt mich zurück auf den Boden: *Shurpa*, eine Suppe mit Kartoffeln, gefüllten Peperoni und Karotten, *Nan*, das Fladenbrot, *Yumurta Barak*, mit Eiern gefüllte Ravioli, oder *Cheburek*, vergleichbar mit unseren Fleischkrapfen. Zum Nachtsch gibt es Nüsse, Melonen, Trauben und Süßigkeiten. Und wollene Socken. Mit einem verlegenen Lächeln werden sie von der Tochter des Hauses präsentiert.

*Links oben:* Nationalfeiertag in Samarkand

*unten:* Pilgerherberge Chanaka Nadir Diwan-Begi in Buchara

*Vorhergehende Doppelseite links:* Arabesken aus vergoldetem Pappmaché im Mausoleum Gur-e Amir in Samarkand

*rechts oben:* Torhaus Tschar Menar in Buchara

*rechts unten:* Mausoleum Gur-e Amir in Samarkand

Wie wird es der Tochter wohl ergehen, wenn sie in einigen Jahren heiraten wird? Vermutlich so, wie es uns Yelena heute Morgen geschildert hat. Eines Tages wird ein Bote der Familie Süßigkeiten bringen. Die Familie wird dann innerhalb von zehn Tagen herausfinden müssen, wer den Boten geschickt hat und um die Hand der Tochter ersucht. Sollte die Familie den Antrag ablehnen, wird sie dem Boten bei seinem nächsten Besuch bedeuten, dass er etwas habe liegen lassen. Sollte die Familie hingegen interessiert sein, wird sie die Süßigkeiten essen und dem Boten, der dann zum Vermittler wird, mitteilen, welche Aussteuer der Mann beizubringen habe; Kleider für die zukünftige Frau und für die Familie, Geld für die Familie und für die Verwandten. Über den Vermittler werden die beiden Parteien miteinander verhandeln. Sobald der Mann mit den Bedingungen einverstanden ist, wird er der Familie Brot schicken und die beiden werden heiraten, ohne sich vorher je begegnet zu sein.

Sollte die Ehe nicht gut gehen – genauer: sollte der Mann die Frau nicht mehr wollen, zum Beispiel weil sie kinderlos bleibt –, wird es zum Scheidungsszenario kommen. Dieses wiederum, hoffe ich, wird der Tochter nicht widerfahren. Denn der Mann wird sie aus dem Haus jagen und sie wird nur diejenigen Dinge mit sich nehmen dürfen, die sie im Augenblick des Rauswurfs auf sich tragen wird. Da dieser Moment nicht aus heiterem Himmel kommen wird, wird sie schon Tage und Wochen zuvor so viele Kleider und so viel Schmuck tragen wie nur möglich. Und zwar tags und nachts.

Tot nennen die einen den historischen Kern Chivas, künstlich restauriert, jeglichen Lebens beraubt. Ich erlebe Chiva anders. Einen orientalischen Charme strahlt die Stadt aus mit ihren kleinen, aber bunten Märkten, mit ihren in farbenfrohe Trachten gekleideten Frauen, mit ihren zwei- bis dreigeschossigen, lehmverputzten Häusern. Das soll einmal Sowjetunion gewesen sein? Verschlossenheit, sibirische Kälte, bleiche Gesichter, abgestumpf-

te Menschen kommen mir in den Sinn beim Gedanken an die Sowjetunion. Licht, Wärme, Lebenslust und Inspiration finde ich hier. Allein schon die Sprachen und Ortsnamen machen die Differenz. Chiva, Buchara, Samarkand – weich, geschmeidig und verheißungsvoll fließen sie über die Lippen. Zwischen Zunge und Zähnen knirschen und zischen dagegen Magnitogorsk, Krasnojarsk, Krasnowodsk oder Novokuznetsk.

Zentralasien und Sowjetunion, das passte nicht zueinander, es fehlte der innere Zusammenhang. Die Sowjetunion musste auseinander brechen.

Wo das Wasser endet, endet die Welt, besagt ein usbekisches Sprichwort. In Usbekistan ist das Ende der Welt ringsherum präsent. Chiva und andere Städte sind lediglich fruchtbare Inseln, umgeben von ausgedehnten Wüstengebieten. Mit gigantischen Bewässerungsanlagen und Kanalsystemen versucht man, das Ende in die Ferne zu schieben, macht man die Böden urbar und pflanzt Baumwolle.

Zur exzessiven Baumwollproduktion verdammt wurde Usbekistan zu Sowjetzeiten. Der warme Süden sollte die Union mit Rohprodukten wie Baumwolle versorgen. Dass dies nicht gut ging, weiß man heute. Legendär sind die geschönten Ertragszahlen, die die lokalen Behörden in den Jahren um 1980 nach Moskau meldeten. Erst Satellitenbeobachtungen brachten an den Tag, dass die hohen Produktionsraten nicht stimmen konnten. Die Bilder zeigten viele vermeintliche Baumwollfelder öde daliegen. Folgender Witz kursiert:

Der örtliche Parteichef kommt zu einem Bauern und fragt ihn:

»Genosse, wie viel Baumwolle haben wir dieses Jahr?«

»Genug, um sie bis zu Allahs Füßen aufzuschichten.«

»Idiot, hier gibt es keinen Allah, dies ist ein kommunistischer Staat!«

»Stimmt, denn hier gibt es auch keine Baumwolle.«

Von der Baumwolle abhängig ist Usbekistan noch heute.



Sie macht je rund vierzig Prozent an der landwirtschaftlichen Produktion und am Gesamtexport aus. Besonders schwer wiegt, dass andere Sowjetrepubliken die Verarbeitung der Baumwolle und der übrigen Rohstoffe besorgten. So gab es in Usbekistan zu Sowjetzeiten kaum verarbeitende Industriebetriebe. Sie entstehen erst jetzt und das dazu notwendige Wissen muss zuerst aufgebaut werden.

Der Baumwollanbau ist ohnehin eine fragwürdige Angelegenheit, da er wenig Rücksicht nimmt auf die natürlichen Ressourcen und die menschliche Gesundheit. Bei der Bewässerung werden Salze aus dem Boden gelöst. Mit dem verdunstenden Wasser steigen sie an die Oberfläche. Dort bleiben sie und schädigen die Pflanzen. Bevor neu gesät werden kann, müssen die Felder geflutet werden, um das Salz wegzuspülen. Dies benötigt enorm viel Wasser. Zudem verschwindet das Salz nicht, sondern reichert sich im Grundwasser an, das eigentlich als Trinkwasser dienen sollte. Hinzu kommen noch all die Chemikalien, die gesprüht werden, um Schädlinge zu bekämpfen und das Wachstum der Pflanzen zu fördern. Auch Entlaubungsmittel gelangen zum Einsatz, damit die gesamte Baumwolle gleichzeitig maschinell geerntet werden kann.

»Man hat uns versprochen, künftig auf die Verwendung der giftigen Stoffe zu verzichten«, erzählt Yelena. Doch sie bleibt skeptisch:

»Wir werden ja sehen, ob im Herbst die Baumwolle zufälligerweise überall wieder gleichzeitig reif wird.«

# **Wo der Himmel auf die Erde kommt**

Im Auto unterwegs, kann man einen Umweg fahren. Im Flugzeug besteht ohnehin nie die Gefahr von unangenehmer Nähe. Eisenbahnlinien dagegen sind unerbittlich. Entrinnen ist unmöglich. Irgendwann sind die schönsten Landschaften vorbei, die ungestümen Flüsse, die gelassenen Berge, die reifen Felder. Irgendwann verblassen sie zu zarten Bildern und der Zug fährt ins Zentrum. Dazwischen muss er durch die Vororte. Besser gesagt, durch die *Banlieues*. Das französische *Banlieue* trifft die chinesische Realität weitaus genauer als das deutsche Vorort. Trägt es doch das Wort *Ban* – Bann – in sich und bedeutete ursprünglich Bannmeile.

Vororte sind der Spiegel einer Gesellschaft. Sie zeigen, wie das Gros der Bevölkerung lebt. Sie erzählen mehr über den gegenwärtigen Zustand eines Landes als Museen, religiöse Stätten und Kulturdenkmäler.

Die *Banlieues* von Lanzhou gewährten uns als Erste diesen Einblick. Sie waren grauenhaft, trostlos. Reihenweise Wohnsilos, lustlos hingestellt. Von der dreckigen Luft schwarz verfärbte Fassaden, abgeplatzte Kacheln, blinde Fenster, vergitterte Balkone. Keine breiten Boulevards, keine grünen Parks, keine glänzenden Konsumtempel. Sie sind den Privilegierten im Zentrum vorbehalten. Dafür Dreck, Abfall, Schrott und trübe, stinkende Gewässer.

Warum stört das niemanden? Warum räumt niemand auf? Leute gäbe es genug. Aufräumen vielleicht ja, aber wohin damit? Die Müllhalden in den Vororten, entlang den Bahnlinien, sind lediglich sichtbares Resultat dessen, was man aus dem Zentrum geschafft hat, um dort den Schein zu wahren.

Kommt die Vorstellung hinzu, wie es im Innern der Wohnhäuser aussehen muss.

»Wenn man in diesem Haus lebt, ist es wirklich nicht einfach, sein Land zu lieben.«

Dies sagt Huyi, ein Übersetzer in Hei Mas Roman *Verloren in Peking*. Das Buch erzählt unverblümt vom Alltagsleben in einem Hochhaus, in dem ein Verlag seine Mitarbeiter unterbringt:

»Als Huyi die schmutzige Küche sah, trat er gar nicht erst ein, sondern blieb in der Tür stehen. Mit einem Platsch warf er eine weitere Melonenschale zu denen, die überall verstreut lagen und allmählich wie kleine Boote im Wasser versanken.«

Ich kenne nur die Fakten: Ganze sechs bis sieben Quadratmeter Wohnfläche stehen einem Chinesen in städtischen Gebieten durchschnittlich zur Verfügung. Vielleicht gibt es einen Wasseranschluss in der Wohnung. Wer Glück hat, teilt die Toilette mit den Mitbewohnern des ganzen Stockwerks. Wer in einem Altbau lebt, benützt den öffentlichen Abort auf der Straße. Sechzig Prozent aller Chinesen macht dies so, gemäß Statistik. China ist ein Entwicklungsland, das kann auch der rasante Erneuerungswahn nicht übertünchen.

Nuancen der Trostlosigkeit folgten auf der Fahrt durch Baoji und Tianshui. Ich gebe mich keinen Illusionen mehr hin, später, in Chengdu und in Guiyang, wird es wieder so sein. Selbst Xi'an, wo der Zug um acht Uhr abends einfährt, bildet keine Ausnahme. Xi'an, während mehr als tausend Jahren Hauptstadt des chinesischen Reiches, berühmt für die Terrakottaarmee aus achttausend tönernen, lebensgroßen Soldaten, bekannt für die große, weiße Wildganspagode, empfängt uns auf dieselbe beschämende Weise. Eine unerträglich lange, nicht abbrechen wollende Reihe uniformer Wohnhäuser steht Spalier, heißt uns willkommen in der alten Kaiserstadt.

Xi'an ist der Endpunkt der Seidenstraße. Oder der Ausgangspunkt, je nach Blickwinkel. Irgendwo, einige Kilometer westlich der Stadtmauer, mitten in einem Vorort, muss der Punkt liegen, markiert durch eine steinerne Karawane. Natürlich reisen wir

nicht wegen dieser Karawane nach Xi'an. Trotzdem ist es gut zu wissen, dass es hier einen Fixpunkt gibt. Ein Eintrag ins Tagebuch ist ihm gewiss, zusammen mit dem Höhepunkt auf dem Torugart und dem Nullpunkt in Turfan. Typisch Mensch, er sehnt sich so nach Orientierungspunkten, seien es auch nur geografische. Nach all dem Neuen der letzten Wochen gibt uns der Startpunkt der Seidenstraße wenigstens die Gewissheit zu wissen, wo wir genau sind.

Die Irritation nimmt ihren Lauf, trotz Fixpunkt. Erstaunt stehen wir am Eingang einer Seitenstraße zur *Xidajie*, der Hauptstraße im Zentrum von Xi'an. Viel haben wir erwartet von Xi'an, aber nicht das. Ein Torbogen mit einem zwiebel förmigen Metallschild überspannt das Sträßchen. Ein silberner Sichelmond zielt die Tafel.

»Willkommen im Muslimviertel von Xi'an!«, wird wohl darauf stehen. Genau wissen wir es nicht, denn es ist in arabischer Schrift geschrieben. Ein bunter Markt öffnet sich hinter dem Tor. Frische Esswaren, Kunsthandwerk und Souvenire gibt es zu bewundern. Wir tauchen ein ins lebendige Treiben, verlieren uns in verwinkelten Gässchen. Nach einiger Zeit stoßen wir auf eine Moschee. Eine weitläufige Anlage mit vier Höfen, kunstvoll gefertigten hölzernen Torbogen, ein pavillonartiges, dreigeschossiges Minarett, Stelen, in Arabisch, Chinesisch und Persisch beschriftet: Die Große Moschee, erbaut in der Mingzeit, vereint chinesische und islamische Einflüsse.

Es ist schon erstaunlich, Muslime mitten in China! Rund 30 000 Hui, eine islamische Minderheit, leben in Xi'an. Wie kamen sie und die anderen Völker aus dem arabischen und zentralasiatischen Raum bis hierhin? Die Wanderbewegungen sind die Folge der größten Ausdehnung Chinas in den Westen. Während der Tang-Dynastie, vom siebten bis neunten Jahrhundert nach Christus, stießen die Chinesen über das heutige Usbekistan hinaus bis an die Grenzen Persiens vor, der zweiten Großmacht jener Zeit. All die kleinen Reiche mit hinderlichen

Grenzen wurden geschluckt. Es kam zu einem großen Austausch von Waren und Kulturen. Türken, Uiguren, Araber und Perser wanderten in China ein und ließen sich unter anderem in Xi'an nieder.

55 nationale Minderheiten leben heute in China, zugewanderte und indigene. Zusammen machen sie bescheidene acht Prozent der Bevölkerung Chinas aus. Dominiert werden sie von der Mehrheit, den Hanchinesen. Der chinesische Staat, faktisch ein Staat der Han, pflegt ein ambivalentes Verhältnis gegenüber seinen Minderheiten.

Da ist das Vorwissen, das ich aus Europa mitbringe. Es sagt: Minderheiten in China werden unterdrückt. Herausragendes Beispiel ist der Tibet.

Dann die Eindrücke vor Ort: China ist ein Vielvölkerstaat, stelle ich verwundert fest. Distanzmäßig haben wir von Westen her gesehen bereits zwei Drittel Chinas durchreist. Überall leben verschiedene Nationalitäten, in offensichtlicher Freiheit. Sprache, Schrift, Kleidung, freie Ausübung ihrer Religion scheinen ihnen zuzustehen.

Dazu passen die offiziellen Verlautbarungen. Sie betonen die kulturelle Vielfalt Chinas und die bevorzugte Behandlung der Minderheiten. Sie werden selbst durch die Verfassung geschützt. Zur Feier des fünfzigsten Geburtstages der Volksrepublik China wurde letztes Jahr ein Sonderdruck mit 56 Briefmarken veröffentlicht. Jede bildet eines der Völker ab, die in China leben. Die chinesischen Banknoten sind neben Chinesisch und der Pinyin-Umschrift in vier weiteren Sprachen beschriftet: in Uigurisch, Tibetisch, Mongolisch und in Zhuang.

Außerdem stelle ich fest: Die persönliche Freiheit, die jedes Individuum, ob einheimisch oder fremd, in China beanspruchen kann, ist ungleich größer als in Zentralasien. Keine ständige Polizeipräsenz, keine penetranten Kontrollen, keine lästigen Straßensperren. Nur einmal während unserer sechs Wochen in

China müssen wir einen Ausweis zeigen, in Usbekistan und Kasachstan kamen wir nicht nach mit Zählen.

Die Kontrolle muss auf eine andere, subtile, für uns Ausländer kaum wahrnehmbare Art geschehen. Existieren muss sie. Wie sonst könnte man eine Milliarde Menschen in Schach halten, auf dieses totalitäre politische System verpflichten? Über die Hierarchie am Arbeitsplatz, über die Familie, über das System der Gebundenheit an den Geburtsort übt der Staat seine Kontrolle aus und schreckt nicht davor zurück, störende Elemente zu entfernen, zum Beispiel indem er sie einsperrt oder zwangspsychiatrisiert.

Eine unheimliche Vorstellung. Doch was ist wirklich wahr? Uns Durchreisenden bleibt der Blick hinter die Kulissen verwehrt. Was sich dort abspielt, erfahren wir später, durch westliche Medien. Zum Beispiel dass heute, am 1. Oktober 2000, dem 51. Nationalfeiertag der Volksrepublik China, die Polizei einmal mehr Jagd macht auf die Anhänger der Falun-Gong-Bewegung. Über hundert Personen, die stumm meditierend auf dem Platz des Himmlischen Friedens in Peking sitzen, werden abgeführt und verhaftet. Vor einem Jahr verbot die Regierung die religiös-spirituelle Vereinigung, deren Anhänger auf öffentlichen Plätzen friedlich Qi-Gong-Übungen praktizieren. Hunderttausende von neuen Anhängern hat Falun-Gong in den letzten Jahren gefunden. Keine konkreten Vorfälle, sondern die schiere Größe der Bewegung macht der Regierung Angst, insbesondere seitdem sie feststellen musste, dass es selbst im Staatsapparat viele Anhänger von Falun-Gong gibt.

Es bleibt nur ein Schluss zu ziehen: Was persönliche Entfaltung ist, wird toleriert. Was für die Einheit Chinas und für die Staatsmacht zur Gefahr werden könnte, wird unterdrückt; Sprache und Sitten dürfen die Minderheiten pflegen, solange sie nicht nach politischem Einfluss und Macht greifen. Die gewährte Freiheit ist eine höchst selektive, unvollständige.

Von der Jagd auf die Falun-Gong-Leute erfährt in Xi'an selbstredend niemand etwas. Hier soll in Ruhe der Nationalfeiertag begangen werden. Und wie machen das die Han? Sie lassen bunte Ballone mit Schriftbändern in den Himmel steigen. Sie drängen in Massen durch die Einkaufsstraßen und durch die neu eröffnete Ladenpassage beim Bell-Tower-Platz. Sie bewundern *Hugo-Boss*-Anzüge und *Esprit*-Kleider, riechen an *Chanel*-Parfüms und *Joop*-Rasierwasser. Sie essen *McChicken*, *Soft-Ice* und trinken *Coke*.

Verwundert stehen wir auf dem Platz vor der Ladenpassage und halten zwei papierene Chinafähnchen in den Händen. Wir lassen uns fotografieren zusammen mit den beiden jungen Chinesinnen, die uns die Fähnchen zum Dank dafür überreichten, dass sie mit uns einige Minuten sprechen und ihr Englisch üben konnten.

Unbeirrt gehen sie ihren eigenen, ihren eigentümlichen Weg, die Chinesen, westlichen Konsum und kommunistisches Regime in einer Selbstverständlichkeit vereinigend, die uns aufs Äußerste irritiert.

Wo ist es geblieben, das ursprüngliche, das beschauliche China? Das Land der Ruhe, der Ausgeglichenheit? Sicher nicht in Lanzhou, wo wir im Verkehr ertranken. Auch nicht hier in Xi'an. Am ehesten noch in Tianshui, wo der Himmel auf Erden kam, wo die Tempelchen hartnäckig gegen die Wolkenkratzer aufbegehrten.

China, ein Land beherrscht vom Wettlauf zur Modernisierung und Verwestlichung – hatte Terzani doch Recht mit seiner Einschätzung? Wir bleiben optimistisch, zuversichtlicher als Terzani. Von Xi'an fahren wir nicht direkt nach Shanghai, dem Sinnbild des chinesischen Fortschritts, denn dies käme der Aufgabe unserer Hoffnung gleich. Nein, wir fahren Richtung Südosten in die zentralchinesische Provinz Guizhou, wo es schwer zugängliche Bergdörfer mit traditioneller Lebensweise geben soll. Dort leben die Miao, Dong und Shui – drei weitere



Minderheiten. Die Minoritäten entwickeln sich zum roten Faden unserer Fahrt durch China. 8 Prozent, die für die Vielfalt Chinas stehen, gegenüber einer Übermacht von 92 Prozent, die der Uniformität zustrebt.

Weitere 34 Stunden Zugfahrt stehen uns bevor, um nach Guizhou zu gelangen, zu absolvieren in zwei Teilen, mit Zwischenstopp in Chengdu.

Wir sind jetzt definitiv ins gebirgige Zentrum Chinas eingetaucht, landschaftlich kein Vergleich mehr mit der Strecke entlang der Seidenstraße. Vor Lanzhou zeichnete sich der Wechsel ab, jetzt ist er vollendet. Keine verschwenderische Weite mehr, kein Horizont, der sich in der Ferne auflöst. Es ist eng geworden zwischen den Hügeln, die schmalen Talsohlen sind belegt bis zum Äußersten, kein Quadratmeter, der nicht genutzt würde, kein ebener Flecken, der nicht bestellt würde.

Fünzig Tage sind wir bereits unterwegs. Die Reiterhorden galoppieren nicht mehr, überlassen es den Rädern, monoton zu rattern. Der Alltag, die Gewohnheit nimmt überhand. Das Zufahren ist zur Routine geworden, zur Banalität. Hier vierzehn Stunden, da zwanzig Stunden. Hier das unsägliche Gedränge im Wartesaal, da das Geschiebe vor dem Ausgang. Hier eine Nudelsuppe schlürfen, da eine Schale Reis mit Gemüse verzehren.

Politische Ereignisse sind nicht zu vermelden, keine Massendemonstrationen unzufriedener Landarbeiter, kein Aufstand einer unterdrückten Minderheit, auch keine Unglücke, keine explodierenden Fabriken, keine einstürzenden Häuser. Es kann ja nicht immer etwas geschehen! Und wenn etwas passiert, warum sollte es ausgerechnet da stattfinden, wo wir gerade sind? China ist so groß, da kann dauernd etwas geschehen, aber trotzdem nie in unserer Nähe.

Es sind die kleinen Dinge, die zählen, die sich allmählich zusammenfügen zu einem Gesamteindruck. Die kleinen Dinge in

einem großen Land, die einem auffallen, über die man stolpert. Sie passieren einem heute in Chengdu, wo wir als Nächstes eintreffen, oder erst übermorgen in Guiyang. Vielleicht geschahen sie bereits in Xi'an und wir werden ihre Bedeutung erst später erkennen.



Ion Karagounis, 1964 in Zürich geboren, studierte Naturwissenschaften und absolvierte Zusatzausbildungen in Journalismus und Fotografie. Heute ist er Geschäftsleiter der Stiftung Praktischer Umweltschutz Schweiz Pusch. Er verfasst regelmäßig Beiträge über Umweltpolitik für Zeitschriften und Zeitungen. Seit zehn Jahren schreibt er zudem Reisereportagen, die in Schweizer Tages- oder Wochenzeitungen erscheinen.

*Informationen zu Tonbildschau,  
Lesungen und weiteren Texten des Autors:  
[www.karagounis.ch](http://www.karagounis.ch)*

